JOHANNES BREUER

GENRE UND GENDER

ZUR KOMPLEXITÄT DER VERKNÜPFUNG ZWEIER KATEGORIEN IM MUSICALDISKURS

[transcript] Edition Medienwissenschaft

Aus:

Johannes Breuer
Genre und Gender
Zur Komplexität der Verknüpfung
zweier Kategorien im Musicaldiskurs

August 2016, 358 Seiten, kart., 39,99 €, ISBN 978-3-8376-3563-8

Die Beziehung von Genre und Gender ist Kristallisationspunkt verschiedenster Einschätzungen und Effekte. Doch wie gestaltet sich das Wissen um beide Kategorien in ihrer Verknüpfung? Und wie ist es in seiner konstitutiven Wechselseitigkeit zu erfassen?
Ausgehend von dieser Fragestellung entwirft Johannes Breuer eine methodisch präzise Diskursivierung, die am Beispiel des Musicals zeigt, wie Genre und Gender einander bedingen und darin zugleich Spannungsmomente evozieren. In seiner detailreichen Aufarbeitung tritt die Komplexität beider Kategorien hervor, indem über disziplinäre Grenzen hinweg verschiedene Entwürfe der Gender Studies und der Medienwissenschaft zusammengebracht werden.

Johannes Breuer, geb. 1986, ist u.a. Mitglied des interdisziplinären Zentrums »Gender Studies in Köln« (GeStiK). Freiberuflich geht er sowohl wissenschaftlichen Lehrtätigkeiten als auch Projekten im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit, insbesondere Filmproduktionen, nach.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3563-8

© 2016 transcript Verlag, Bielefeld

Inhalt

Einleitung.
Intersektionalität, Interdependenz und
interkategoriale Verknüpfungen | 11

1 Die Diskursivierung von Genre *und* Gender.
Anstöße in ihrer gemeinsamen Beobachtung | 27
1.1 Genresynkretismus: Die Relevanz kontextueller Einbettungen | 29
1.2 Genderdichotomie: Das Potenzial interkategorialer Beobachtungen | 35
1.3 Gender *in* Genre(s) und die Tendenz
wechselseitiger Essentialisierungen | 40
1.4 Eine methodische Problemstellung?
Zur Umakzentuierung des Repräsentationsbegriffs | 46
1.5 Momente des Widersprüchlichen als diskursinhärente
Phänomene: Ein perspektivisches Wechselspiel | 50

2 Genre, Gender und das Musical.
Die Betrachtung einer Kategorienkrise
in ihrer diskursiven Formung | 57
2.1 Kategorien in der Krise: Die Verknüpfung von Genre und Gender
als Artikulation der Komplexität diskursiver Prozesse | 58
2.2 Das ›Musical‹: Potenziale der Exemplifizierung und
Operationalisierung durch sprachliche Praktiken | 69
2.3 Der Musicaldiskurs zwischen Genre *und* Gender:
Zur Spezifik seiner Rekonstruktion | 79

3 Genre und Gender im wissenschaftlichen Musicaldiskurs.
Zwischen peripheren Einschriften und
konstitutiven Verbindungen | 91
3.1 Wissenschaftliches Wissen um das Musical und
seine Beobachtung mittels der Zeitschrift *Screen* | 93
3.2 Konstruktionsbedingungen wissenschaftlichen Genrewissens:
Die Kontextualisierung *des* Musicals | 103
3.3 Narrative Anordnungen des Musicals: Gender als Spektakel | 113
3.4 Geschlechterbilder des Musicals: Genre als Reflexion
gesellschaftlicher Phänomene | 130
3.5 Ein Deutungsgewebe: Zur Artikulation einer Kategorienkrise
in der Assoziation von Sinngebungen | 146

4 Genre und Gender im publizistischen Musicaldiskurs. Zwischen zentralen Einzelfällen und übergreifenden Bezugnahmen | 157
4.1 Publizistisches Wissen um das Musical und seine Beobachtung mittels der Zeitschrift *DER SPIEGEL* | 159
4.2 Konstruktionsbedingungen publizistischen Genrewissens: Die Kontextualisierung *durch* das Musical | 168
4.3 Das Musical als ›Frauengenre‹: Eine Bestimmung mittels Diskursakteuren | 179
4.4 Musicalisierungen: Gender in der Beobachtung des Verhältnisses zwischen Genre und Prätext | 197
4.5 Eine Deutungskonkurrenz: Zur Artikulation einer Kategorienkrise im Konflikt interkategorialer Verknüpfungen | 212

5 Genre und Gender im audiovisuellen Musicaldiskurs. Zwischen potenziellen Assoziationen und umfassenden Funktionen | 223
5.1 Audiovisuelles Wissen um das Musical und seine Beobachtung in der Materialisierung von Diskursen *in* und *um* Medien | 226
5.2 Operationalisierungsmöglichkeiten audiovisuellen Genrewissens: Die Kontextualisierung *als* Musical | 236
5.2.1 Fremdattribution durch Prototypikalität: Eine relative Genrezuordnung | 241
5.2.2 Selbstattribution durch Titelkonstruktionen: Eine relationale Genrezuordnung | 248
5.3 SINGIN' IN THE RAIN Genre, Gender und die Potenzialität ihrer Verbindung | 255
5.4 HIGH SCHOOL MUSICAL 3: SENIOR YEAR Genre, Gender und die Hervorbringung von Figuren | 271
5.5 Eine Deutungsexpansion: Zur Artikulation einer Kategorienkrise im Feld um Genre, Gender *und* Medien | 289

6 Von der Differenz zur Differenzierung. Konzeptionelle Anstöße in der Beobachtung einer Relation | 299
6.1 Unschärfen in der Eindeutigkeit: Wirkmächtige Sinnstiftungen und Potenziale ihrer Betrachtung | 301
6.2 Unschärfen in der Beschreibung: Queere Theorien und Potenziale einer analytischen Gewichtung | 307
6.3 Unschärfen in der Verknüpfung: Familienähnlichkeit und Potenziale im Verweis auf die Beobachterabhängigkeit | 315

Literaturverzeichnis | 327
Internetseiten | 335
Material der Zeitschrift *Screen* | 335
Material der Zeitschrift *DER SPIEGEL* | 337
Audiovisionen | 343
Film | 343
Fernsehen | 343
Theater | 343
Internet | 344

**Anhang 1: Prototypen des Musicals.
Eine Annäherung an die Kategorisierung medialer Artefakte** | 345

**Anhang 2: Prototypische Kategorievertreter des Musicals.
Eine Annäherung an die Typizität
wissenschaftlicher Bezeichnungspraktiken** | 353

Einleitung

Intersektionalität, Interdependenz und interkategoriale Verknüpfungen

Dieser Arbeit liegt eine – auf den ersten Blick vielleicht simple – Annahme zugrunde: Genre und Gender offenbaren in ihrer Kopplung eine äußerst komplexe, zuweilen widersprüchliche und präzise zu erfassende Relation. Die Kategorien haben etwas miteinander zu tun und dieses ›etwas‹ ist nur schwerlich auf einen Nenner zu bringen. Doch gerade durch diese – in sich ambivalente – Relation kann die vielfach vorgebrachte Diagnose ihrer Krise geschärft werden. Gerade durch die Komplexität einer Verbindung von Genre und Gender wird das ›Unbehagen‹ an kategorialen Einteilungen samt der ihnen jeweils inhärenten Spannungsmomente ersichtlich. Von daher handelt es sich bei der Kopplung von Genre und Gender nicht bloß um ein vielschichtiges Arrangement interkategorialer Verknüpfungen, vielmehr tritt sie auch als Möglichkeit auf, um sich der Komplexität diskursiver Prozesse selbst anzunähern.

Mit dieser Annahme, so simpel sie auch klingen mag, eröffnet sich ein weitläufiges Feld verschiedener Fragestellungen, die in dieser Arbeit behandelt werden. Wie ist etwa die Kopplung von Genre und Gender zu perspektivieren, wenn sie doch als komplexes Arrangement unterschiedlichster interkategorialer Bezüge auftritt? Wie lässt sich dies untersuchen? Welche Beispiele mögen sich dabei als geeignet erweisen? Und nicht zuletzt: Welche Entwürfe scheinen trotz – und aufgrund – der Annahme einer schwerlich zu vereinheitlichenden Beschreibung produktiv, um sich der Komplexität interkategorialer Verknüpfungen überhaupt anzunähern, um sie in den Kontext einer Kategorienkrise zu rücken und hierin als Artikulation der Vielfalt diskursiver Prozesse zu begreifen?

Nun ergeben sich mit der zugrundeliegenden Annahme allerdings nicht bloß verschiedene Fragestellungen. Sie liest sich indes auch ein Stück weit redundant. So kann die in den letzten Dekaden rasant zugenommene Forschung zu Genre und Gender als Ergebnis der komplexen Arrangements interkategorialer Verbindungen

begriffen werden, wodurch die vorgebrachte Vermutung mehr als Kondensat bisheriger Forschung denn als Anstoß für weitere Überlegungen auftritt. Und auch die Frage nach der spezifischen Artikulation einer kategorialen Krise wirkt schon aufgrund ihrer häufigen Diagnose nahezu uninteressant, zumal sie die Notwendigkeit einer ›Lösung‹ (samt deren Potenziale) vermeintlich in den Hintergrund stellt. Inwiefern ist diese Annahme also überhaupt produktiv? In welchem Verhältnis steht sie zu anderen Ansätzen, die sich der Verbindung von Kategorien widmen? Und wie verortet sie sich in der aktuellen Forschung, wenn sowohl die gemeinsame Beobachtung von Kategorien, von Genre und Gender, als auch die Diagnose ihrer Krise bereits bekannt, ja sogar evident sein mag?

Dies soll anhand einer interdisziplinären und problemorientierten Rahmung beantwortet werden, sodass die hier verfolgte Vermutung als Ergänzung, aber auch als Erweiterung bisheriger Untersuchungen begreifbar wird – als ein Versuch, in dem Impulse der Gender Studies und der Medienkulturwissenschaft gleichermaßen berücksichtigt werden. So mag das Verhältnis zwischen Kategorien sicherlich Angelpunkt vielfältiger Diskussionen sein; es gerät gar zu einem Gegenstand, der in der genderwissenschaftlichen Intersektionalitätsforschung und in der medienkulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung um die Interdependenz von Genre und Gender äußerst zentral ist. Und sicherlich geschieht dies auch vor dem Hintergrund einer Krisendiagnose, denn Voraussetzung scheint bei beiden doch die Einsicht in die Konstruiertheit von Kategorien zu sein. Allerdings mangelt es an Entwürfen, die sich dem *Wie* einer solchen Hervorbringung widmen, die *aus der Relation der Kategorien heraus* nach den spezifischen Prozessen ihrer Konstruktion fragen – zumal die erwähnten Ansätze verschiedentlich Leerstellen bergen, denen in ihrer Verknüpfung entgegenzuwirken ist.

Unter dem Begriff der *Intersektionalität* formiert sich derzeit eine Forschungsperspektive, die gar »auf dem besten Weg [ist], zu einem neuen Paradigma in den Gender und Queer Studies zu avancieren.«[1] So geht es zunehmend nicht mehr ›nur‹ darum, Gender als »normatives Ausschlussverfahren«[2] kenntlich zu machen und die Einteilung nach Geschlechtern – häufig ›Mann oder Frau‹ – anhand singulärer Konstruktionsprozesse, etwa ihrer Naturalisierung, zu verfolgen. Vielmehr gilt es, dies auch mit Blick auf weitere Kategorien und ihre Kreuzungen, Überlappungen, Schnittmengen, kurz: mit Blick auf Intersektionen zu untersuchen.[3] In Teilen der

1 Gabriele Winkler/Nina Degele: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld 2009, S. 10.

2 Franziska Schößler: Einführung in die Gender Studies. Berlin 2008, S. 12.

3 Die Vielzahl der Begriffe, die allesamt in der Intersektionalitätsforschung florieren, ist frappierend und bildet eine methodische Schwierigkeit, wie es sich auch in den Alterna-

Queer Theory, der Postcolonial Studies und vieler weiterer Bereiche präfiguriert und durch einen rechtswissenschaftlichen Anstoß seitens Kimberlé Crenshaws initiiert,[4] sollen Verschränkungen aufgezeigt werden, die im Zusammenspiel verschiedener Unterdrückungsmechanismen identitätspolitisch wichtiger Alternativen bedürfen.[5] Dadurch bietet Intersektionalität, zumindest in der Absicht Crenshaws, »a provisional concept linking temporary politics with postmodern theory«.[6]

Doch das Interesse der Intersektionalitätsforschung richtet sich neben dieser enorm brisanten Intention auch auf eines der entscheidenden Probleme der Gender Studies: das sogenannte *Etc.-Problem*. Zwar wird der Verschränkung verschiedener Differenzbildungen nämlich durchaus häufig und schon seit geraumer Zeit nachgegangen – derartige Entwürfe verbleiben aber zumeist an der »Triade Race, Class, Gender«[7] und ergänzen sie durch ein *et cetera*. Auf diese Weise werden »bestimmte Kategorien in ihrer Verknüpfung mit Gender favorisiert«;[8] gerade die These einer *Triple Oppression* scheint Nährboden für eine Vielzahl äußerst diverser (und fraglos produktiver) Betrachtungen zu sein – auch wenn weitere Kategorien darin kaum Erwähnung finden. Umgekehrt entstehen Unschärfen, denn in der Beliebigkeit eines *et cetera* werden die Prozesse einer Verbindung zwischen Kategorien gewissermaßen voraussetzend übergangen und gar nicht erst präzise erfasst.

---

tiven Heterogenität, Diversity oder Interdependenz zeigt. Vgl. hierzu Katharina Walgenbach/Gabriele Dietze/Antje Hornscheidt/Kerstin Palm: Einleitung. In: dieselben (Hg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen/Farmington Hills 2007, S. 7-22, hier S. 7.

4 Crenshaws Vorstoß gilt gemeinhin als einer der ersten und zugleich wirkungsvollsten Ansätze, der die Verbindung von Gender mit anderen Kategorien über den Begriff der Intersektionalität ins Zentrum rückt. Vgl. Kimberlé Crenshaw: Intersectionality and Identity Politics: Learning from Violence Against Women of Color. In: Mary Lyndon Shanley/Uma Narayan (Hg.): Reconstructing Political Theory. Feminist Perspective. University Park, Pennsylvania 1997, S. 178-193, hier S. 180.

5 Vgl. ebd., S. 178.

6 Ebd., S. 180.

7 Dagmar Vinz: Klasse und Geschlecht – eine umkämpfte Verbindung in Theorien zu Intersektionalität und Diversity. In: Sandra Smykalla/dies. (Hg.): Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit [Forum Frauen- und Geschlechterforschung 30]. Münster 2011, S. 61-75, hier S. 61.

8 Antje Hornscheidt: Sprachliche Kategorisierung als Grundlage und Problem des Redens über Interdependenzen. Aspekte sprachlicher Normalisierung und Privilegierung. In: Katharina Walgenbach/Gabriele Dietze/dies./Kerstin Palm (Hg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen/Farmington Hills 2007, S. 65-105, hier S. 92.

Der Fokus auf Intersektionen nun soll dazu eine Alternative bilden. Wie es mitunter bereits in der Beschreibung als Kreuzung anklingt,[9] gilt es, punktuelle Momente einer Verknüpfung verschiedener Kategorien zu beobachten und ihr Zusammenwirken ebenso wie ihre Konflikte – ihre Über- und Durchkreuzungen – herauszuarbeiten. Die Spezifik solcher Intersektionen steht hierbei im Zentrum, denn erst in ihrer genauen Erfassung kann die Verschränkung verschiedener Differenzbildungen samt ihrer teils drastischen Konsequenzen entschlüsselt werden und schließlich Lösung erfahren. Die Komplexität des metaphorischen Straßennetzes soll also anhand singulärer Verbindungen zwischen Kategorien, ihrer vielfältigen ›Interaktionen‹ und ihrer zuweilen perfiden Verfasstheit beleuchtet werden.

Allerdings eröffnet dies eine Schwierigkeit, die sich gar als Mangel einer Auseinandersetzung mit der Frage, »*how* to study intersectionality«,[10] begreifen lässt. So geht die Intersektionalitätsforschung »tendenziell von isolierten Strängen aus«,[11] unter denen sich dann zwar *einzelne* Verbindungen in ihrer Spezifik identifizieren lassen – abseits dieser werden Kategorien jedoch weiterhin separiert. Aus dem Straßennetz voller verschiedener Kreuzungen wird eine Einbahnstraße, die Gefahr läuft, dass »traditionelle Vorstellungen davon, was eine Kategorie ist, reproduziert und verfestigt werden«[12] – zumal demgegenüber das Potenzial eines *et cetera*, etwa im Sinne einer nicht abschließbaren Signifikation,[13] unberücksichtigt bleibt. Die auch von Crenshaw beabsichtige methodische Anregung, »a methodology that will ultimately disrupt the tendencies to see [categories like] race and gender as exclusive or separable«,[14] gerät in einen Fallstrick; selbst mit dem Verweis auf singuläre Überlappungen kann eine Vorgängigkeit von Kategorien beibehalten werden, womit sich womöglich sogar erneut eine Vorgängigkeit der Dichotomie ›Mann oder Frau‹ behaupten ließe.

---

9 In der Betonung der Intersektionalität von Gender eröffnet sich ein weitläufiges Feld, das die Verbindung von Gender mit anderen Kategorien als Moment in einer Reihe vieler Weiterer begreift, die Metapher der Kreuzung als Teil eines großen Verkehrsnetzes entwirft. Allerdings bestehen – weiterhin – verschiedene Präferenzen, sodass gegenwärtige Diskussionen Gefahr laufen, das *et cetera* schlicht wegfallen zu lassen. Vgl. auch die Einschätzung bei Winkler/Degele: Intersektionalität, S. 12.

10 Leslie McCall: The Complexity of Intersectionality. In: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 3.30/2005, S. 1771-1800, hier S. 1771 [Herv. i.O.].

11 Walgenbach/Dietze/Hornscheidt/Palm: Einleitung, S. 9.

12 Hornscheidt: Sprachliche Kategorisierung als Grundlage und Problem des Redens über Interdependenzen, S. 98.

13 Vgl. hierzu etwa auch Judith Butler: Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity [2. Auflage]. New York/London 1999, S. 196.

14 Crenshaw: Intersectionality and Identity Politics, S. 178.

Obgleich die hier nur knapp skizzierte Intersektionalitätsforschung durchaus »eines der aktuellsten und interessantesten Forschungsgebiete«[15] darstellt und konzeptionelle wie methodische Öffnungen verspricht, so bestehen dennoch Schwierigkeiten, durch die man hinter die eigentliche Absicht zurückfallen kann. Das Etc.-Problem und seine Lösung entlang singulärer Intersektionen verdeutlicht dies mit Blick auf die Frage, wie das Verhältnis zwischen Kategorien überhaupt zu erfassen ist – zugleich entsteht aber auch eine Anregung: In der Intersektionalität von Kategorien wird ein Weg erschlossen, um sich ihrer diskursiven Genese wie auch Wirkmacht anzunähern, um Gender als »ein in und durch Diskurse bedeutungsmäßig gefülltes oder in und durch Diskurse überhaupt erst geschaffenes Kategoriensystem«[16] zu untersuchen. Und genau dieser Weg soll in der vorliegenden Arbeit eingeschlagen werden, denn das Interesse an der Kopplung von Genre und Gender ist weder per se (und damit vorausgehend) als ein exklusives Moment ebendieser beiden Kategorien zu begreifen noch fungiert es als schlichter Ersatz für ein *et cetera*.[17]

Stattdessen wird die in der Intersektionalitätsforschung angestoßene Konzeption und insbesondere ihre methodische Orientierung zum Anlass genommen, um *anhand der Verbindung der Kategorien* ihre Entstehung, ihre Geltung sowie ihre inhärenten Spannungsmomente offenzulegen. Sowohl Genre als auch Gender werden in ihrer Relationalität untersucht, in ihrer konstitutiven Verquickung, mittels derer die Kategorien überhaupt erst hervorgebracht werden. Der Spezifik solcher Verknüpfungen gilt dabei besondere Aufmerksamkeit, denn diese erlaubt es, eine vorgängige Bestimmung der Kategorien (sowie ihrer Verbindungen) zu vermeiden –

15 Patricia Purtschert/Katrin Meyer: Die Macht der Kategorien. Kritische Überlegungen zur Intersektionalität. In: *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* 28.1/2010, S. 130-142, hier S. 130.

16 Hornscheidt: Sprachliche Kategorisierung als Grundlage und Problem des Redens über Interdependenzen, S. 75.

17 Ein solcher Zugriff würde letztlich in die hier angerissenen Problemfelder münden. Allerdings unterminiert dies innerhalb der derzeitigen Ausrichtung der Intersektionalitätsforschung nicht die Notwendigkeit, auch abseits identitätsstiftender Kategorien Verquickungen nachzuzeichnen – zumal Genres umgekehrt Anteil an Identitätskonstruktion und ihrer zwanghaften Verfasstheit haben: Eine Kennzeichnung als ›Krimifan‹ oder ›Musicalstar‹ mag zwar voluntaristisch erscheinen und lediglich Präferenzen bzw. Leistungen ausdrücken, durch die Gewichtung entlang etablierter Genrebegriffe ist dies aber keinesfalls beliebig, womit sich tendenziell eine normierende Dimension innerhalb der Schaffung einer Identität qua Genre abzeichnet. Besonders deutlich wird dies auch in der Verquickung zu Gender, beispielsweise indem der *woman's film* als Genreeinteilung zugleich eine geschlechtliche Kategorisierung mit sich führt, welche in der Kennzeichnung einer Präferenz oder einer Leistung mitunter sogar spannungsvoll sein mag.

zumal jene konstitutive Beziehung zwischen Genre und Gender, wie es die Medienkulturwissenschaft pointiert, auch als eine Wechselseitige zu betrachten ist.

Während das Verhältnis zwischen Kategorien in der Intersektionalitätsforschung seit den 2000er Jahren zunehmend im Fokus steht, so ist dies zumindest implizit auch in anderen Kontexten angelegt: in der Medienkulturwissenschaft etwa und ihrer gemeinsamen Betrachtung von Genre und Gender.[18] Dabei gelangt eine Perspektive zu Gewicht, die in unterschiedlicher Weise darauf aufmerksam macht, dass sich beide Kategorien *einander* bedingen. Genre und Gender sind etwa forschungsgeschichtlich »bereits von Beginn der feministischen Filmforschung in den 70er-Jahren an als wechselseitige Bezugsgrößen zu begreifen«;[19] ihre Relation ist als ein »kompliziertes Wechselspiel«[20] zu bestimmen. Die Beziehung beider lässt sich demnach als Abhängigkeit konzeptualisieren, als Interdependenz, die jedoch nicht per se gegeben ist, sondern – vergleichbar zur Intersektionalitätsforschung – darauf gründet, dass sie im »Zusammenspiel heterogener Diskurse«[21] prozessiert wird. Aber auch hier treten – ebenso vergleichbar zur Intersektionalitätsforschung, allerdings spezifisch anhand der diskutierten Verbindungen – Problemfelder hervor.

Die Palette der Entwürfe, die sich der Interdependenz von Genre und Gender widmen, ist überaus vielfältig und reicht beispielsweise

»[v]om Western (das männliche Gegenstück zum Melodrama) zum Musical (das Genre, welches die Fetischisierung des weiblichen, jedoch auch männlichen Körpers zum Spektakel in den nicht narrativen Musikeinlagen geradezu erzwingt), vom Film Noir (die intelligente, sexuell aktive und dominante Femme fatale muss sich erst in den letzten Filmminuten – Hoch-

18 Abseits des Interesses am Verhältnis zwischen Kategorien zeigen sich im Übrigen auch Parallelen in der disziplinären Relevanz. So kann hier – ähnlich zur Einschätzung von Gabriele Winkler und Nina Degele – eine Entwicklung als Paradigma behauptet werden; etwa heißt es jüngst bei Peter Scheinpflug: »Die Interdependenz von Genre und Gender hat in den letzten Jahren in den filmwissenschaftlichen Genre-Theorien eine beinahe schon dominante Stellung als Paradigma eingenommen.« Peter Scheinpflug: Formelkino. Medienkulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Genre-Theorie und den Giallo. Bielefeld 2014, S. 201.

19 Gereon Blaseio: Genre und Gender. Zur Interdependenz zweier Leitkonzepte der Filmwissenschaft. In: Claudia Liebrand/Ines Steiner (Hg.): Hollywood hybrid. Genre und Gender im zeitgenössischen Mainstream-Film. Marburg 2004, S. 29-44, hier S. 30.

20 Claudia Liebrand: Gendertopographien. Kulturwissenschaftliche Lektüren von Hollywoodfilmen der Jahrhundertwende. Köln 2003, S. 10.

21 Irmela Schneider: Genre und Gender. In: Elisabeth Klaus/Jutta Röser/Ulla Wischermann (Hg.): Kommunikationswissenschaft und Gender Studies. Wiesbaden 2001, S. 92-102, hier S. 99.

zeit oder Tod – der symbolischen Ordnung unterwerfen) zum Horrorfilm (die Visualisierung monströser Weiblichkeit auf der einen und die Erzählung des dem System erfolgreich trotzenden ›final girls‹ auf der anderen Seite).«[22]

Jedoch teilt sich, wie es verschiedene Arbeiten zeigen,[23] das Gros der Forschung in zwei Richtungen, die entweder *genderspezifische Genrepräferenzen* oder *genrespezifische Genderrepräsentationen* untersuchen. Entlang dieser ergeben sich unterschiedliche Zugriffe – gleichwohl zeigen sich für beide Richtungen aber ähnliche Probleme, die schon in der vorgeschlagenen Benennung anklingen. So handelt es sich bei beiden um eine mehr oder weniger offensichtliche Unterordnung: Gender ist Teil von Vorlieben, die sich entlang verschiedener Genres differenzieren, oder Gender ist Teil dessen, was ein Genre darstellt. Obwohl »eine Vorentscheidung der Prädominanz des Kulturellen (Gender) beziehungsweise Medialen (Genre) zu vermeiden«[24] ist und die jeweiligen Ansätze produktive Beiträge zur Erfassung des Verhältnisses zwischen den Kategorien leisten – einem Aspekt wird kaum nachgegangen: der wechselseitigen Konstitution beider Kategorien *in ihrer Verknüpfung*.

Von einigen durchaus wichtigen Ausnahmen abgesehen tendieren die beiden großen Richtungen innerhalb der Forschung zu Genre und Gender dazu, »[a]uf der Folie eines undifferenzierten Genre-Begriffs […] Verschiebungen auf der Ebene der Gender-Repräsentationen«[25] zu beobachten oder sie geraten in eine bereits methodisch angezeigte Problemlage, wenn »aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit Rückschlüsse auf vermeintlich männliches oder weibliches Rezeptionsverhalten gezogen werden.«[26] Und beides führt dazu, dass Gender »überwiegend als Merkmal

22 Andrea B. Braidt: Film-Genus. Gender und Genre in der Filmwahrnehmung. Marburg 2008, S. 75.

23 Vgl. etwa ebd., S. 74 f. oder auch Scheinpflug: Formelkino, S. 204.

24 Claudia Liebrand/Ines Steiner: Einleitung. In: dieselben (Hg.): Hollywood hybrid. Genre und Gender im zeitgenössischen Mainstream-Film. Marburg 2004, S. 7-15, hier S. 15.

25 Blaseio: Genre und Gender, S. 43.

26 Irmela Schneider: Genre, Gender, Medien. Eine historische Skizze und ein beobachtungstheoretischer Vorschlag. In: Claudia Liebrand/Ines Steiner (Hg.): Hollywood hybrid. Genre und Gender im zeitgenössischen Mainstream-Film. Marburg 2004, S. 16-28, hier S. 23. Im Grunde handelt es sich dabei sogar um zwei Probleme. Zum einen stellt die Operationalisierung eine zumeist unbeachtete Schwierigkeit dar, denn: Welches Beschreibungssystem wird überhaupt angelegt, über ›welches‹ Gender – das Anatomische, das Genetische, das Vestimentäre etc. – wird wie eine Auskunft ermittelt? Zum anderen wird einer solchen Perspektive zumeist eine Kausalbeziehung angehängt, die sich aufgrund der Zugriffsweise, einer Korrelation von Genrepräferenz und Genderzuordnung, gar nicht ergeben kann und daher bestenfalls Hypothesen generiert.

der Genres angesehen [wird] und nicht umgekehrt.«[27] Dies hat – wie es sich auch für die Intersektionalitätsforschung in ihrer Betonung identitätsstiftender Kategorien behaupten lässt – zur Konsequenz, dass Genre kaum als Teil von Gender begriffen wird. Wichtiger aber ist, dass dadurch eine genrekonstitutive Dimension von Gender unberücksichtigt bleibt: Wenn Gender von vorne herein als eine genrerelevante Größe begriffen und dahingehend untergeordnet wird, so stellt sich gar nicht erst die Frage, *wie* Gender Einzug in Genre(s)[28] erhält und dabei zur Bestimmung beiträgt. Dies ist bereits entlang des jeweiligen textanalytischen Vorgehens[29] oder – deutlicher noch – mit Blick auf das Rezeptionsverhalten beantwortet, sodass auch hier eine Leerstelle ruht, welche mitunter noch zu weiteren Kurzschlüssen einlädt.[30]

Wenngleich die Absicht der medienkulturwissenschaftlichen ›Interdependenzforschung‹ im Aufzeigen der wechselseitigen Konstitution *beider* Kategorien besteht, so formieren die zurzeit gängigen Modelle doch eine vorausgehende und darin äußerst prekäre Zugriffsweise – eine Zugriffsweise, die bei allen Unterschieden auch in der Beobachtung von Intersektionen, in der Engführung auf separierte Bereiche einer Kreuzung, auftritt. Die beiden hier umrissenen Forschungsfelder verbindet allerdings noch mehr:[31] eine gemeinsame Axiomatik, die als *Kategorienkrise* gleich doppelt zu berücksichtigen ist – sie avanciert zur theoretisch privilegierten Perspektive, gerät aber auch zur häufig un(ter)bestimmten Diagnose.

Unter dem Begriff der Krise lässt sich eine Vielzahl von Phänomenen subsumieren, die allesamt im Kontext eines Zweifels an Kategorien, ihrer Gültigkeit und Eindeutigkeit stehen. Ob es dabei um Beobachtungen des Postmodernen, des Trans-

27 Blaseio: Genre und Gender, S. 43.

28 Diese inkludierende Klammersetzung wird im Folgenden häufig verwendet. Sie verdeutlicht, dass sowohl die Kategorie Genre als auch einzelne Genrekategorien gemeint sind und beide durch Gender beeinflusst werden können; mit Einschränkungen mag sogar die Generizität im Sinne einer Genrezuordbarkeit durch Gender bedingt sein.

29 Der hier verwendete – weite – Textbegriff gründet auf Annahmen der Cultural Studies, ist allerdings gerade im Hinblick auf die medienspezifische Verfasstheit kultureller Artefakte zu reflektieren.

30 Frappierend ist in dieser Hinsicht, dass nur wenige methodische Überlegungen erfolgen und insbesondere Operationalisierungen zumeist unbeachtet bleiben; selbst die Korpuswahl wird oft kaum erläutert.

31 Die Nähe beider Ansätze wird im Übrigen sogar in der Aufnahme der jeweils anderen Bezeichnungspraktiken deutlich. Vgl. etwa die nicht erfolgende Unterscheidung von Interdependenz und Intersektionalität bei Christine Gledhill: Introduction. In: dies. (Hg.): Gender Meets Genre in Postwar Cinemas. Urbana/Chicago/Springfield 2012, S. 1-11, hier S. 1 oder sogar die Entscheidung für Interdependenz anstelle von Intersektionalität bei Walgenbach/Dietze/Hornscheidt/Palm: Einleitung, S. 9.

vestitischen und des Hybriden, um die Unschärfe, die Übertretung und die Vieldeutigkeit von Kategorien oder um Differenzierungsbedürfnisse, politische Interventionen und die Suche nach neuen Wegen in der Beschreibung jener kategorialen Entgrenzungen geht – facettenreich lässt sich eine »category crisis«[32] diagnostizieren, »a failure of definitional distinction, a borderline that becomes permeable, that permits of border crossings from one (apparently distinct) category to another«.[33] Auch in Berücksichtigung ihrer je eigenen Spezifika erscheint schon das Aufkommen und die Präsenz solcher Ansätze charakteristisch, um ein zunehmendes Interesse an kategorialen Überschreitungen, am Verlust der Geltung und der Statik von Kategorien zu konstatieren, zumal dies eine Fülle alternativer Konzepte mit sich bringt, die unterschiedlich produktiv sein mögen.

Im Rahmen dieses weitläufigen (und keinesfalls bloß akademischen) Interesses an kategorialen Entgrenzungen bietet der Begriff der Krise eine Möglichkeit zur summarischen Beschreibung, da er nicht die bloße Verneinung kategorialer Einteilungen meint, sondern mehr noch als eine Herausforderung gilt, vor der Kategorien stehen.[34] Und genau darin liegen Potenziale. So bricht die Krisendiagnose mit der normierenden Wirkmacht kategorialer Einteilungen, indem sie zeigt, dass Kategorien – im Konnex aus Wissen und Macht verortet – als Leistungen diskursiver Prozesse angesehen werden müssen. Kategorien sind nichts Gegebenes, sondern Entstandenes; ihre Unschärfe und Überschreitung ist ›vorprogrammiert‹, denn in der Betonung ihrer konstruierten Herkunft ergibt sich ihre Flexibilität. Dies zeichnet sich auch in den beiden hier skizzierten Bereichen ab, denn beide gründen darauf, dass die jeweils fokussierten Kategorien nicht von vorne herein als unhintergehbare Größen auftreten. Vielmehr sind sie das Ergebnis verschiedener Hervorbringungs- und Stabilisierungsprozesse, die sich ihrerseits in der Beziehung zwischen Kategorien herauskristallisieren – entsprechend der Intersektionalitätsforschung als ein spezifisches Arrangement und entsprechend der ›Interdependenzforschung‹ als ein Wechselseitiges.

Allerdings birgt die Krisendiagnose nicht bloß Potenziale – sie eröffnet hingegen auch Schwierigkeiten, indem der Wirkmacht kategorialer Einteilungen samt ihrer epistemischen Relevanz nur bedingt Aufmerksamkeit geschenkt wird. So sind Kategorien nicht allein das Resultat machtgetränkter Konstruktionsleistungen, die es erlauben, ihre Geltung zu hinterfragen und sie dadurch zu kritisieren. Stattdessen dienen sie ebenso der Beobachtung, sie sind ein – wenn nicht gar *der* – konstitutive

32 Marjorie Garber: Vested Interests. Cross-Dressing and Cultural Anxiety [1992]. New York 1997, S. 16.

33 Ebd.

34 Vgl. grundlegend Reinhart Koselleck: Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. Freiburg/München 1959, S. 105.

Faktor, über den Wissen generiert wird. In dieser Hinsicht erweisen sie sich als überaus produktiv und sind letztlich nicht bloß Folge, sondern auch Teil jener Konstruktionsprozesse. Die Krisendiagnose trägt dem jedoch nur eingeschränkt Rechnung, denn obgleich sie genau diese Perspektive in einem diskurstheoretischen Rahmen anlegt, so mündet sie häufig in einer Kritik, die sich durch das Versagen (»failure«) von Kategorien begründet und mehr das Ergebnis denn den Prozess betont.[35] Außerdem wird gerade durch die Tendenz einer Lösung, durch das Ersetzen und unter Umständen durch das Propagieren von Alternativen, die Komplexität jener Hervorbringungs- und Stützungsprozesse, die Wechselseitigkeit machtgetränkter und wissensgenerierender Mechanismen, aus den Augen verloren. Wenn sich Kategorien als ungenügend erweisen, warum sollten sich dann – so ließe sich zuspitzen – diejenigen Prozesse, die sie hervorbringen und innerhalb derer sie verankert sind, als komplexe und vielschichtige Arrangements gestalten?

Die Diagnose einer Kategorienkrise führt demnach zu einer Dopplung: Zum einen sind mit ihr Defizite verbunden, die sich gerade in der Lösung durch alternative Konzepte zeigen und hierin den Ermöglichungscharakter kategorialer Unterscheidungen ausblenden – zumal vielfach die darin evozierten beobachtungstheoretischen Konsequenzen, die Frage etwa, wie Kategorien *in* ihrer Krise zu erfassen sind, kaum berücksichtigt werden. Zum anderen erwachsen diese Problemfelder jedoch aus einer Perspektive, die aufzeigen möchte, wie Kategorien ›funktionieren‹, wie sie im Konnex aus Wissen und Macht entstehen, zirkulieren und sich festigen. Und genau hierin liefern sowohl die Intersektionalitätsforschung als auch die Betrachtung der Interdependenz zwischen Genre und Gender wichtige Impulse, durch die die Krise zu einem *Beobachtungsansatz* und nicht bloß zu einer Diagnose wird.

Insofern auf der einen Seite die Beschreibungsadäquatheit kategorialer Einteilungen mit dem Verweis auf ihre konstruierte Herkunft ins Wanken gerät – die Krise diagnostiziert wird und alternative Konzepte auf den Plan ruft –, auf der anderen Seite aber die ›Interaktion‹ von Kategorien hierin einen Zugang bildet, um ebenjene Feststellung zu plausibilisieren – die Krise als Phänomen zu analysieren und überhaupt erst zu begründen –, gelangt die Beziehung zwischen Kategorien und insbesondere zwischen Genre und Gender zu Brisanz. Sie ist *in ihrer diskursiven Gestaltung* zu untersuchen, im Spannungsfeld zwischen Wissensgenerierung und Machtausübung, das sich entsprechend der Intersektionalitätsforschung in der Verbindung

35 Dies mag sich insbesondere in identitätspolitischen Kontexten zeigen, kann jedoch auch – wie es Ian Hacking darstellt – als eine argumentative Strategie innerhalb konstruktivistischer Ansätze gelten, die sich dann – wie es Irmela Schneider hervorhebt – für die Kopplung von Genre und Gender als überaus prekär erweist. Vgl. Ian Hacking: The Social Construction of What? Cambridge, Massachusetts/London 1999, S. 9 sowie Schneider: Genre, Gender, Medien, S. 21.

zwischen Kategorien spezifisch beobachten lässt und das entsprechend der ›Interdependenzforschung‹ für Genre und Gender als wechselseitig hervorzuheben ist.

Der Begriff der Krise, wie er dieser Arbeit zugrunde liegt, bündelt sich demnach entlang seines konzeptionellen (jedoch nicht zwingend diagnostischen) Gehalts und eröffnet ein Verständnis, das Kategorien in ihrer Verknüpfung als Manifestationen des Konnexes aus Wissen und Macht bestimmt, das sie als Teil des »*Regime[s] des Wissens*«[36] analysiert und darin gleichfalls verortet.[37] Dem Diskursbegriff kommt somit eine dreifache Position zu, wobei dies – auch in Anbetracht einer methodischen Sensibilisierung – nicht eine Auflösung »im Nebel eines ›alles ist Diskurs‹«[38] zur Folge haben soll: Er erlaubt es, (1) Kategorien als Instrumente des Wissens *und* der Macht zugleich zu begreifen, wobei (2) *ebendiese* Einsicht dann als Kategorienkrise spezifische Diskursformationen aufruft und schließlich (3) anhand der Kopplung von Genre und Gender – als eine Entscheidende dieser Formationen – beobachtet werden kann.

Die vorliegende Arbeit betrachtet die Verknüpfung von Genre und Gender entlang der hier umrissenen Forschungsfelder als Zugriff auf diskursive Prozesse und beabsichtigt dadurch, die vielfach vorgebrachte Diagnose ihrer Krise zu spezifizieren. Innerhalb dieses diskurstheoretischen Rahmens eröffnen sich bereits vorab verschiedene Konsequenzen: Zunächst müssen disziplinäre und sprachliche Grenzen nicht gewahrt werden, sondern sind mittels des zugrundeliegenden Verständnisses zu verbinden. Dem wird in der Arbeit schon durch die nicht erfolgende Differenzierung zwischen dem literaturwissenschaftlichen Begriff der Gattung und dem filmwissenschaftlichen Begriff des Genres[39] sowie in der variablen Verwendung von

36 Michel Foucault: Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In: ders./Walter Seitter (Hg.): Das Spektrum der Genealogie. Bodenheim 1996, S. 14-28, hier S. 20 [Herv. i.O.].

37 Dieser Zugriff wird etwa auch von Lann (vormals Antje) Hornscheidt angeregt, denn »mit einem diskursiven Verständnis [kann] zugleich auch die Schaffung von Gender *als* Kategorie bzw. kategoriale Klassifizierung in den Fokus genommen werden«. Hornscheidt: Sprachliche Kategorisierung als Grundlage und Problem des Redens über Interdependenzen, S. 75 [Herv. i.O.].

38 Andrea D. Bührmann/Werner Schneider: Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld 2008, S. 14.

39 Unter Genre wird in dieser Arbeit die Einteilung medialer Artefakte begriffen, sodass etwa auch Gattung ebenso wie Format hinzuzählen. Dies erlaubt es, verschiedene disziplinäre Entwürfe zusammenzudenken, trägt aber auch bestehenden Diskurshegemonien, beispielsweise der Dominanz englischsprachiger Genretheorien, Rechnung – zumal sich umgekehrt eine Differenzierung »auf die angloamerikanische Forschungsdebatte nicht rückbeziehen [lässt]«. Blaseio: Genre und Gender, S. 32 [in Anm.].

Geschlecht und Gender[40] Rechnung getragen. Doch auch abseits dieser ›Vorbemerkungen‹ ergeben sich weitere Folgen, die gerade für die angelegte Beobachtung bedeutsam sind.

Anstatt Kategorien im Kontext einer Krisendiagnose als unnötig, weil unzureichend, abzutun (oder sie im Rahmen ihrer wissensgenerierenden Potenziale als notwendiges Übel zu werten), tritt ihre diskurstheoretisch angezeigte Komplexität. Sie zeichnen sich durch eine Vielschichtigkeit aus, die, wie es Andrea Seier im Rückgriff auf Michel Foucault formuliert, durch eine »›taktische Polyvalenz‹ einzelner Diskurse und Diskurselemente innerhalb eines vielfältigen und beweglichen Kräfteverhältnisses«[41] entsteht. Genau diese Vielfalt und Dynamik äußert sich – so die Vermutung – in der changierenden, zuweilen widersprüchlichen Verbindung von Genre und Gender. Wenn nun aber die Kategorien in ihrer Komplexität hervortreten sollen und über die *Diskursivierung*[42] interkategorialer Kopplungen Erkenntnisse im Hinblick auf ihre Spezifik (sowie die ihrer Krise) gewonnen werden können, dann sind auch diejenigen Mechanismen, durch die eine Kopplung überhaupt arrangiert wird, in ihrer Vielfalt zu untersuchen. Es geht folglich nicht darum zu zeigen, inwiefern Kategorien als unzureichende, vielleicht auch unausweichliche Größen auftreten, sondern anhand ihrer Kopplung sowie ihrer verschiedenen Kontexte zu verdeutlichen, inwiefern sie *in sich* von Ambivalenzen geprägt sind – wobei der Begriff der Ambivalenz als *umbrella term* fungiert und in diskursanalytischer Hinsicht je unterschiedlich zu füllen ist.

Umgekehrt darf jenes Ungenügen jedoch nicht außer Acht gelassen werden; es soll keineswegs eine Nobilitierung von Kategorien, eine Konzeption als statische

---

40 Die Begriffe Gender und Geschlecht werden variabel verwendet, da es jegliche geschlechtliche Einteilung, auch Medizinische und Biologische, als Konstruktionsprozesse zu beobachten gilt; spätestens mit Judith Butlers Revision der Sex-Gender-Trennung wird zur Beschreibung lediglich ein Begriff, Gender bzw. – wie im Deutschen üblich – Geschlecht, benötigt. Dieser ›Umkodierung‹ von Geschlecht als Gender soll im Gebrauch beider Begriffe Rechnung getragen werden.

41 Andrea Seier: Kategorien der Entzifferung: Macht und Diskurs als Analyseraster. In: Hannelore Bublitz/Andrea D. Bührmann/Christine Hanke/dies. (Hg.): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt a.M./New York 1999, S. 75-86, hier S. 81.

42 Der Begriff der Diskursivierung – obgleich selten verwendet – ist als Beschreibung eines Beobachtungsprozesses bewusst gewählt. Er markiert die im diskurstheoretischen Rahmen wichtige Ausgangsannahme, dass Diskurse »nicht direkt als reale Entitäten zugänglich [sind]. Vielmehr handelt es sich dabei um eine Beobachter-Unterstellung«. Reiner Keller: Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms [3. Auflage]. Wiesbaden 2011, S. 208 [in Anm.].

und womöglich wesenhafte Entitäten, angeregt werden. Wohlwissentlich um diese Gefahr wird daher Abstand davon genommen, Zuschreibungen zu formieren, etwa mit Blick auf das gewählte Beispiel eine Kategorisierung als Musical vorzunehmen. Stattdessen soll – beobachtungstheoretisch begründet – an Zuschreibungen *angeschlossen* werden.[43] Dadurch können sie einerseits direkt als beobachterrelative Setzungen hervortreten; es sind ausschließlich Attributionen, die als solche schon konstruierte Sinngebungen darstellen. Andererseits wird hierbei aber ebenso betont, dass derartige Zuschreibungen nicht beliebig oder gar wirkungslos sind, indem sie methodisch konsequent in ihrer diskursiven Einbettung beleuchtet werden.[44] Dieses Moment, das das Verhältnis von Genese und Wirkmacht anhand von Attributionen erschließt, begründet sich allerdings auch von anderer Seite: So wird eine ›eigene‹ Kategorisierung nicht vermieden, weil dies die vermeintlich bessere Option darstellt, sondern weil dadurch Anregungen erfolgen, weil dadurch die Frage, wann etwa eine Beschreibung als Musical entsteht und Geltung erlangt, in den Vordergrund tritt.

Anstelle Genre und Gender also neuerlich in Stein zu meißeln[45] oder sie in ihrer Krise gänzlich zu verabschieden, geht es vielmehr darum, dass die Kategorien be-

43 Von daher wird etwa auch die (während der Entstehung der Arbeit häufig gestellte) Frage, ob das Film- oder das Theatermusical im Fokus steht, zunächst möglichst unbeantwortet bleiben, denn selbst solche scheinbar basalen Differenzierungen gilt es in der Beobachtung von Diskursen zu erschließen. Grundlage bleibt indes aber stets das Musical, d.h. der Begriff als eine sprachliche Praktik, die sinntragend und zugleich sinnstiftend ist.

44 Der Anschluss an Attributionen vermag es dabei auch ein Problemfeld zu vermeiden, das der Betonung der Beobachterabhängigkeit zumindest implizit innewohnt: Wenn die Konstrukthaftigkeit von Kategorien in ihrer beobachterrelativen Setzung hervorgehoben wird, dann neigt eine derartige Perspektive doch zugleich dazu, Kategorien einer Beliebigkeit preiszugeben, sie allein als vom Beobachter gesetzte und kontingente Instrumente zu begreifen. Dies ignoriert allerdings, dass selbst in einer Beobachtung Grenzen bestehen, indem etwa auch hier sprachliche Regulierungen als wirkmächtige Einschränkungen fungieren. Außerdem läuft diese Perspektive Gefahr, den Beobachter als entscheidende Instanz auszuweisen und ihn dadurch diskursiven Mechanismen zu entheben, im Grunde sogar neuerlich ein autonomes Subjekt wieder einzuführen. Dieses Spannungsmoment beobachtungstheoretischer Überlegungen wird in dieser Arbeit freilich nicht gelöst, es soll aber eine Sensibilisierung angeregt werden.

45 Diese Formulierung stellt nicht bloß eine Anspielung auf architektonische Praktiken dar, die sowohl Genre als auch Gender mitunter plakativ hervorheben, sondern eröffnet auch eine Erweiterung – beide Kategorien ließen sich womöglich ebenfalls anhand dispositivanalytischer Zusammenhänge fokussieren, innerhalb eines »Ensemble[s], das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze,

reits in sich genau dieses Feld um Statik und Dynamik, essentialistische und konstruktivistische Konzeptionen beinhalten und somit aus sich heraus ein Changieren zwischen diesen Positionen begründen. Die Verknüpfung beider stellt dabei – wie es die Arbeit demonstrieren soll – ein geeignetes Mittel zur Verfügung, um jenes Changieren nachzuzeichnen, um es in seiner Brisanz, aber auch in seinen Konsequenzen hervorzuheben, womit schließlich eine Annäherung an die vielfältigen und widerstreitenden Gesichtspunkte ihrer Konstitution stattfindet.

Daraus erwachsen die für die Arbeit leitenden Fragen: Wie verläuft eigentlich die Kopplung von Genre und Gender? Wie gestaltet sie sich in Diskursen? Und inwiefern trägt die Analyse interkategorialer Verknüpfungen – die gerade aktuell vielfach diskutiert werden – auch dazu bei, der Spezifik einer Kategorienkrise, dem spannungsvollen Verhältnis zwischen Genese und Wirkmacht, auf die Schliche zu kommen? In dieser Hinsicht ist den Verflechtungen von Genre und Gender besondere Aufmerksamkeit zu schenken; sie stellen einen Zugang dar und operieren in einer Wechselseitigkeit, sie ›verbinden‹ Intersektionalität und Interdependenz. Genau dadurch bildet die eingangs genannte und womöglich schlichte Vermutung einen Ansatz – sie zeigt einen Weg auf, mit dem sich genre- *und* gendertheoretische Überlegungen ergänzen und zugleich erweitern können. Diese Arbeit versteht sich folglich als Anregung, um das durchaus komplexe Wechselspiel von Genre und Gender überhaupt zu erfassen, und formuliert entsprechend ihr Ziel: Anstelle eines Auswegs aus den vielfältigen Aporien, die sich in der Kopplung von Genre und Gender manifestieren, bedarf es mehr noch ihrer genauen Aufarbeitung;[46] es geht um eine präzise Bestandsaufnahme, die in der Diskursivierung von Genre *und* Gender Innovation verspricht, insofern sie sich gerade nicht Alternativen verpflichtet

administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebensowohl wie Ungesagtes umfasst«. Obgleich dieser Ansatz hier nicht verfolgt wird, so bildet er doch einen Ausblick, dessen Potenziale bislang noch nicht eingehend eruiert wurden. Michel Foucault: Ein Spiel um die Psychoanalyse. Gespräch mit Angehörigen des Departement de Psychoanalyse der Universität Paris/Vincennes [1977]. In: ders. (Hg.): Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin 1978, S. 118-175, hier S. 119 f.

46 Dies mag ein Stück weit unbefriedigend sein – scheint doch das Aufzeigen der vielfältigen Problemfelder in der Kopplung von Genre und Gender zugleich die Notwenigkeit ihrer Lösung nach sich zu ziehen. Genau diese Notwendigkeit steht aber in Frage, sobald in der Konstitution der Kategorien spannungsvolle Prozesse wirksam sind, die sich gewissermaßen selbst (und ihre durchaus prekären Effekte) in Zweifel ziehen. Von daher muss eine Alternative auf die angelegte Beobachtung, auf das Herausarbeiten jener ambivalenten Konstellationen in der Verknüpfung von Genre und Gender, gerichtet sein, nicht aber einen Ausweg bilden.

fühlt, sondern grundlegender Einblicke gewährt – Einblicke in die Konstitution der Kategorien, die aus ihrer spezifischen Verbindung heraus als komplexer Prozess konkurrierender Einschätzungen und Effekte hervortritt.

Um sich diesem Ziel der Arbeit anzunähern, bedarf es zunächst einiger Vorüberlegungen, die den beabsichtigten Zugriff unter zwei verschiedenen Voraussetzungen beleuchten: Er verlangt zum einen die Vermittlung von Genese und Wirkmacht, die bezüglich der jeweiligen Kategorien, aber gerade auch mit Blick auf ihre Kopplung angezeigt ist. Dies wird entlang der gegenwärtigen Forschung durch eine Perspektive ermöglicht, die die Wechselseitigkeit einander widerstreitender Momente betont, sodass sowohl die Hervorbringung als auch die Stützung der Kategorien aus ihrer Kopplung heraus berücksichtigt werden kann (Kapitel 1). Zum anderen ist eine Schärfung im Vorgehen von Nöten, denn in der Anerkennung der Komplexität diskursiver Prozesse sowie im angelegten Krisenbegriff eröffnen sich beobachtungstheoretische Konsequenzen. Diese gilt es nicht nur, in der Verquickung unterschiedlicher Forschungspositionen zu konturieren, sondern auch in ihrer Bedeutung für die Exemplifizierung und Operationalisierung durch das Musical bzw. genauer: durch den Musicaldiskurs hervorzustellen (Kapitel 2). Daran anschließend wird eine diskursanalytische Rekonstruktion der Verknüpfung von Genre und Gender verfolgt, wobei sich dies auf konstitutive Deutungsmuster in der Wissenschaft (Kapitel 3), in der Publizistik (Kapitel 4) und in Audiovisionen (Kapitel 5) beschränkt. Neben den jeweiligen epistemischen Kontexten, den Geltungs- und Konstruktionsbedingungen des prozessierten Wissens, gilt der changierenden Verfasstheit solcher Sinngebungen besondere Aufmerksamkeit; die äußerst vielfältigen Verknüpfungen zeigen verschiedene Spannungsmomente, die in ihrer Beziehung untereinander, in ihrer Einbettung in die Diskursebenen und im Verhältnis der Deutungsmuster auf unterschiedliche Weise zur Artikulation einer kategorialen Krise führen. Schließlich eröffnen sich Anstöße, die die Beschäftigung mit Genre und Gender bereichern, denn anstelle eines Auswegs können aus der präzisen Rekonstruktion heraus Ansätze generiert werden, die *ihre Beobachtung* – die Wahl von Beispielen, die Frage nach Beschreibungsinstrumenten und letztlich sogar die Beziehung von Genre und Gender selbst – in den Fokus rücken. Dahingehend soll ein Ausblick skizziert werden (Kapitel 6), der bewusst nicht Fazit, sondern Einstieg ist und sich in die Absicht dieser Arbeit integriert: Es soll ein Beitrag geleistet werden, der in der Gewichtung methodischer, analytischer und schließlich auch konzeptioneller Überlegungen vielfältige Potenziale entfaltet – Potenziale, die nicht zuletzt disziplinäre Entwürfe näher zusammenrücken lassen und so zu weiterer Forschung einladen.